Bezugs-Preis
in der Hauptexpedition oder den im Stadtbezirk und den Vororten errichteten Ausgabestellen abgeholt: vierteljährlich ℳ 4.50, bei zweimaliger täglicher Zustellung ins Haus ℳ 5.50. Durch die Post bezogen für Deutschland und Oesterreich: vierteljährlich ℳ 6.—. Directe tägliche Kreuzbandsendung ins Ausland: monatlich ℳ 7.50.

Die Morgen-Ausgabe erscheint um 1/27 Uhr, die Abend-Ausgabe Wochentags um 5 Uhr.

Redaction und Expedition:
Johannesgasse 8.
Die Expedition ist Wochentags ununterbrochen geöffnet von früh 8 bis Abends 7 Uhr.

Filialen:
Otto Klemm's Sortim. (Alfred Hahn), Universitätsstraße 3 (Paulinum).
Louis Lösche, Katharinenstr. 14, part. und Königsplatz 7.

Abend-Ausgabe.

Leipziger Tageblatt und Anzeiger.

Amtsblatt des Königlichen Land- und Amtsgerichtes Leipzig, des Rathes und Polizei-Amtes der Stadt Leipzig.

Anzeigen-Preis
die 6gespaltene Petitzeile 20 Pfg.
Reclamen unter dem Redactionsstrich (4gespalten) 60 ₰, vor den Familiennachrichten (6gespalten) 40 ₰.
Größere Schriften laut unserem Preisverzeichniß. Tabellarischer und Ziffernsatz nach höherem Tarif.

Extra-Beilagen (gefalzt), nur mit der Morgen-Ausgabe, ohne Postbeförderung ℳ 60.—, mit Postbeförderung ℳ 70.—.

Annahmeschluß für Anzeigen:
Abend-Ausgabe: Vormittags 10 Uhr.
Morgen-Ausgabe: Nachmittags 4 Uhr.
Bei den Filialen und Annahmestellen je eine halbe Stunde früher.
Anzeigen sind stets an die Expedition zu richten.

Druck und Verlag von E. Polz in Leipzig

№ 492. **Sonnabend** den 26. September 1896. **90. Jahrgang.**

Polnisch-Klerikales.

-f- **Hamburg**, 26. September. (Privattelegramm.) Unter der Ueberschrift „Polnisch-Klerikales" schreiben heute, zweifellos vom Fürsten Bismarck inspirirt, die „Hamburger Nachrichten":

„Die ultramontane Presse, an ihrer Spitze die „Köln. Volksztg.", fährt fort, die Polen in Schutz zu nehmen und die Verantwortlichkeit für die vorgekommenen Excesse den Deutschen zuzuschieben; denn der Nationalitätenhader wäre von deutscher Seite provocirt worden, wie der Culturkampf von preußischer. Die eine Behauptung ist so unwahr wie die andere, und die klerikale Presse beweist, indem sie sie aufstellt, lediglich, daß ihrer Partei an der Rechtfertigung und an dem Fortbestande der polnischen Bewegung gelegen ist. Der Culturkampf ist durch die Uebergriffe der römischen Kirche hervorgerufen, die den Staat zur Abwehr nöthigten; der Staat hatte kein Interesse daran, ohne Noth einen Kampf heraufzubeschwören, der ihn in Gegensatz zu einem namhaften Bruchtheile seiner eigenen Bevölkerung bringen und Unzuträglichkeiten unerwünschtester Art im Gefolge haben mußte. Aeußerlich ist der Culturkampf dadurch zum Ausbruch gekommen, daß ein Schulrektor in Ermland, der das päpstliche Infallibilitätsdogma nicht anerkennen wollte, kirchlich interdicirt, staatlich aber gehalten wurde. Man muß völlig von staatswidrigen, rein klerikalen Vorstellungen beherrscht sein, um daraufhin zu behaupten, der Staat sei im Culturkampfe der provocirende Theil gewesen. Genau so ist es hinsichtlich der polnischen Bewegung mit dem angeblichen Verschulden auf deutscher Seite bestellt. Die Unterdrückung des polnischen Volksthums und der polnischen Sprache hat, namentlich in der letzten Zeit, doch schwerlich einen Programmpunct der preußischen Politik gebildet; im Gegentheil ist den Polen gegenüber, mehr als gut war, Versöhnlichkeit und Entgegenkommen geübt worden. Trotzdem, oder richtiger, in Folge dessen ist das ruchlose Wort: „Schlagt die deutschen Hunde todt!" zum Feldgeschrei der polnischen Bewegung geworden. Es hat beim letzten Excesse von Opalenitza den polnischen Knütteln und brennenden Fackeln den Weg gewiesen und zu den bekannten öffentlichen Aufforderungen der Polen geführt, die Häuser der Deutschen niederzubrennen! Was von preußischer Seite selbst in den Zeiten einer energischen Polenpolitik an Erlassen, betreffend den Gebrauch der deutschen Sprache in amtlichem Verkehre, beim Schulunterricht u. s. w. ergangen ist, bewegt sich ebenso wie Maßregeln der deutschen Ansiedelung durchaus innerhalb des Rahmens der Pflichten, welche der preußischen Regierung zur Herbeiführung der allmählichen Germanisirung der ehemals polnischen Landestheile oblagen. Es ist den Polen zu keiner Zeit durch Anwendung undeutscher Mittel Grund zur berechtigten Unzufriedenheit gegeben worden, aber gar zu revolutionairen Ausbrüchen. Das steckt den Polen im Blute, wie der Hang zur politischen Intrigue. Wenn die Polen auf einen preußischen Districtscommissar in seiner Eigenschaft als Vertreter der preußischen Staatsautorität einhauen, um für den Primas von Polen, den Erzbischof von Stablewski, als interimistischen König von Polen, also für die Wiederaufrichtung des Königreichs Polen zu demonstriren, so ist das doch ein revolutionairer, landesverrätherischer Exceß, welchen die Polen begehen, und wer sie wegen desselben entschuldigt oder gar rechtfertigt, wie dies die deutsche klerikale Presse thut, setzt sich dem Verdachte aus, daß er die Tendenzen des Polonismus billigt, also aus Staats- und Reichsfeindschaft handelt. Wir glauben, daß diese Haltung der klerikalen Presse den polnischen Excessen gegenüber für die wahre Haltung des Centrums sehr viel significanter ist, als zum Beispiel die Zustimmung der Partei zum bürgerlichen Gesetzbuche, von der wir nach wie vor überzeugt sind, daß sie keineswegs aus nationalem Impulse oder aus sittlicher Ueberzeugung hervorgegangen ist, sondern lediglich aus Berechnung des fractionellen Vortheils. Das Centrum hat entweder beabsichtigt, sich für andere Zwecke in den Schein nationaler Gesinnung zu setzen, oder einen Preis für zukünftige Concessionen auf kirchlichem Gebiete im Voraus zu zahlen und die Regierung moralisch zu binden. Wir sind davon überzeugt, daß die ultramontane Partei im deutschen Reichstage, weil sie naturgemäß kein Interesse an der Erhaltung des jetzigen deutschen Kaiserthums mit protestantischer Spitze haben kann, niemals den nationalpolnischen Bestrebungen, mögen sie noch so bedenkliche Gestalt annehmen, entgegentreten und sie wirklich zu bekämpfen suchen wird; erstens, weil dies die Gefügigkeit der Polen als Hilfstruppe des Centrums schädigen würde, dann aber, weil die römische Curie, als deren parlamentarische Vertretung wir das Centrum im deutschen Reichstage zu betrachten haben, sehr wohl weiß, welche Wichtigkeit den Polen in denjenigen europäischen Intriguen unter Umständen zufallen kann, von denen der römische Stuhl die Wiederherstellung seines seit 1870/71 verlorenen internationalen Einflusses erwartet. Wir brauchen, um die Richtung unserer Gedanken in dieser Beziehung anzudeuten, nur an die große und berechtigte Empfindlichkeit zu erinnern, die auf Seiten der russischen Politik in Bezug auf Alles obwaltet, was mit der polnischen Frage und ihrer Behandlung durch Preußen im Zusammenhang steht. Und kein Anderer als der jetzige Erzbischof von Posen und Gnesen, Herr Dr. von Stablewski, hat in seiner Thorner Rede unverhohlen es als seine Auffassung erklärt, daß die Polen für den Fall eines Krieges es als ihr Recht in Anspruch nehmen könnten, zu entscheiden, auf welcher Seite der kriegführenden Parteien ihr Platz sei; — anderer Belege der angeblichen preußischen Staatstreue der Polen aus der Geschichte der polnischen Aufstände nicht zu gedenken! Daß sich das Polenthum seitdem geändert hätte, ist eine Auffassung, die durch die neuesten Vorgänge vollständig widerlegt wird. Wer das bestreitet, will sich überhaupt nicht belehren lassen. Beim Centrum setzen wir das unbedingt voraus. Dafür sind wir der Ansicht, daß die Ereignisse der letzten Zeit auf polnischem Gebiete der preußischen Regierung Anlaß zu den allerernstesten Erwägungen geben, wie sie der Ausbreitung der nationalpolnischen Bewegung mit allen vorhandenen Mitteln entgegentreten kann. Wenn die polnischen Katholiken ihren an sich berechtigten religiösen Gefühlen und ihrer Ehrfurcht vor dem „geistlichen Oberen" in einer Weise Ausdruck geben, bei der der Vertreter des preußischen Königs von den „polnischen Unterthanen des Primas" à la Opalenitza mißhandelt wird, so glauben wir, daß es Zeit ist, diesen angeblich kirchlichen, in Wahrheit national-polnischen Demonstrationen ein Ende zu machen, gleichzeitig aber auch allen übrigen Uebelständen und Halbheiten, welche die Polen in ihren hochverrätherischen Umtrieben und in ihren Excessen gegen den preußischen Staat, gegen deutsches Eigenthum und Leben ermuthigen könnten."

Politische Tagesschau.

* **Leipzig**, 26. September.

Je länger die öffentliche Debatte über den **nationalliberalen Delegirtentag**, von der wir unseren Lesern nur einen ganz verschwindend kleinen Theil mitzutheilen für nöthig gehalten haben, dauert, um so mehr gewinnt man mit dem „Schwäb. Merkur" den Eindruck, daß da recht viel leeres Stroh gedroschen und dasjenige, was praktisch noththut, allzusehr aus dem Auge gelassen wird. Es ist eine alte Erfahrung, daß ein erbitzter Preßstreit unter Freunden sehr leicht eine ganz unrichtige Auffassung der wirklichen Verhältnisse zu Wege bringt. Wer das Lesen deutscher Zeitungen erst seit etwa einem Monat betrieben hätte, der müßte der Ueberzeugung sein, die nationalliberale Partei sei aus Rand und Band und ein paar Hundert mehr oder weniger hervorragender Männer würden eigens nach Berlin zusammenberufen, um sich über eine nothdürftige Wiederzusammenleimung den Kopf zu zerbrechen. Der in den wirklichen Verhältnissen etwas länger Bewanderte weiß es freilich anders. Er darf getrost bestreiten, daß die Gefahr eines Auseinanderfallens der nationalliberalen Partei heute größer sei als in irgend einem kritischen Zeitpuncte der Vergangenheit. Die trennenden Puncte, welche die Einheit der Partei bedrohen, sind so reichlich erörtert, daß jedes weitere Wort darüber mehr als überflüssig wäre. Die Partei hat aber Zeiten durchlebt, wo sie noch zahlreicher waren, ohne daß ihr damals die Erfahrungen zur Seite gestanden hätten, durch welche sie inzwischen gewitzigt ist. Man darf ganz sicher sein: die Erkenntniß der großen gemeinsamen Interessen wird die vorhandenen und von Niemand geleugneten Gegensätze alsbald in den Hintergrund drängen, der Delegirtentag wird die Hoffnung Derjenigen, welche vom ihm, wenn nicht einen vollständigen Zusammenbruch, so doch eine neue Secession erwarten, gründlich enttäuschen. Wunder freilich vermag er nicht zu thun. Ein einheitliches wirthschaftliches Programm zu schaffen, auf das man alle Nationalliberalen von Nord und Süd, von Ost und West verpflichten könnte, ist heute ebenso wenig möglich, wie in der ganzen Zeit vorher. Es ist das die in ihrem Wesen liegende angreifbare Seite der nationalliberalen Partei. Man wird sich in sie finden, wie man es so oft bisher gethan hat. Neu ist bei dem diesmaligen Parteitage nur die vorangegangene endlose Preßerörterung. Sie hat gewisse Gegensätze, Beschwerden und Verstimmungen zum Theil weit über das Maß des Wirklichen aufgebauscht und viele Leute, namentlich unter den Gegnern, überhaupt erst auf den Gedanken gebracht, daß in der nationalliberalen Partei ein unheilbarer Bruch sich vorbereite. Daß dadurch unmittelbar Schaden angestiftet worden sei, wird man, so überflüssig auch manchmal Papier, Tinte und Druckerschwärze verschwendet worden sind, kaum behaupten können. Unter den Freunden der Partei ist das Interesse in ungewöhnlichem Grade geweckt worden, und wenn die Gegner sich zu haltlosen Speculationen haben verleiten lassen, so braucht man das auch nicht zu beklagen. Aber mittelbar kann der Zeitungszwist doch von nachtheiligen Folgen sein. Hat man sich vorher in eine schwere Sorge über einen möglichen Bruch hineinreden lassen, so wird man die Feststellung der fortdauernden Einheit der Partei auf dem Delegirtentage als einen so großen Gewinn zu betrachten geneigt sein, daß man in der Freude darüber die eigentliche praktische Arbeit vergißt. Auf diese aber vor Allem kommt es an. Das genannte württembergische Blatt schreibt hierüber:

„In den Zeitungen liest man schöne programmatische Resolutionen, welche diese oder jene Versammlung dem Delegirtentag unterbreitet wissen will, von der praktischen Arbeit für die Partei aber ist wenig oder gar nicht die Rede. Mit der Einigung des Delegirtentags auf eine Reihe solcher Resolutionen ist wenig beschafft, wenn nicht die nationalliberale Partei wieder größeren Einfluß gewinnt, um ihren Inhalt durchzuführen. Die Partei muß die Stärke ihrer parlamentarischen Vertretung zu heben, ihren Boden zu erweitern, zum Mindesten aber den, welchen sie besitzt, zu behaupten trachten. Dazu intzß gehört Organisation und Agitation. Eine Partei, die es unter der Herrschaft des allgemeinen, gleichen Wahlrechts in diesen Puncten fehlen läßt, ist dem Untergange verfallen. Agitatorisches Gebahren ist einer gemäßigten Partei an sich zuwider, aber um so größer ist ihre Verpflichtung, der Ausartung der politischen Agitation in eine wüste Demagogie, wie wir es mehr und mehr erleben, mit aller Kraft entgegenzutreten, und das ist nicht anders möglich, als daß man ebenfalls eine zwar durchaus anständige, aber unermüdliche und energische Agitation betreibt, die sich ihrerseits auf eine wohlausgebaute Organisation stützen muß. Allerlei Bußpredigt haben die Partei zur Selbstbesinnung ermahnt, ohne daß sie indeß die obwaltenden Sünden genau zu bezeichnen gewußt hätten. Hier, im Puncte der Organisation und Agitation ist eine, und zwar eine Unterlassungssünde, die man der national-liberalen Partei mit einigem, wenn nicht mit vollem Recht für manche Theile des deutschen Vaterlandes vorhalten darf. Statt weiter auf die Sache einzugehen, braucht man nur auf den neuesten Jahresbericht der socialdemokratischen Vertrauensleute zu verweisen und dann an die Nationalliberalen die Frage zu richten: Was habt ihr dem an die Seite zu setzen? Gewiß, ein aus mehreren Hundert Köpfen zusammengewürfelter Delegirtentag ist nicht der Ort, die praktische Aufgabe der Organisation und Agitation zu lösen. Aber man sollte sich auf ihm über die Unerläßlichkeit einer befriedigenden Lösung und die Nothwendigkeit der Beschaffung der erforderlichen Mittel klar werden und dem Centralvorstande ein dementsprechendes Vorgehen dringend zur Pflicht machen."

Wir stimmen dem vollkommen bei. Allerdings ist eine erfolgreiche Agitation nicht möglich, wenn Einigkeit über die Ziele fehlt. Faßt man aber bei neuer Festlegung der gemeinsamen Ziele von vornherein die Nothwendigkeit energischer Agitation ins Auge, so ergeben sich sofort die Trennungspuncte, die von den übrigen Parteien links und rechts scheiden, und mit diesen Trennungspuncten auch positive Aufgaben, die der Partei eben wegen ihrer Stellung zwischen den anderen Parteien zufallen. Nichts im Leben eint Menschen mehr, als die Erkenntniß, gegen was sie sich zu wehren haben, und nichts führt sie rascher über Differenzpuncte zur Erkenntniß ihrer gemeinsamen Aufgaben, als der Entschluß, dem Gegner energisch die Stirn zu bieten. Manche Ehe, die an Differenzen der Gatten Schiffbruch zu leiden drohte, hat sich neu gefestigt und innerlich erneuert, nachdem die Hadernden den Blick von den inneren Differenzpuncten auf die äußeren, d. h. auf die Gegensätze lenkten, die sie von der mehr oder minder feindlichen Außenwelt trennten.

Die Aussichten auf Erneuerung des **Ausgleiches** zwischen **Oesterreich** und **Ungarn** gestalten sich immer trüber. Die ungarische Quoten-Deputation hat das Renuntium auf das österreichische Nunium festgestellt. Bekanntlich schlägt letzteres vor, es sei der Beitrag Ungarns zu den Kosten der gemeinsamen Ausgaben von 30 auf 42 Procent zu erhöhen, weil die wirthschaftlichen Verhältnisse Ungarns in den letzten Jahren einen außerordentlichen Aufschwung genommen haben und die Beibehaltung des bisherigen Quotenverhältnisses von 30 zu 70 in den thatsächlichen Verhältnissen ganz und gar nicht mehr begründet ist. Die Herren Ungarn haben sich aber an die Ausführungen der österreichischen Quoten-Deputation nicht gekehrt, sondern erklären in ihrem Renuntium, es liege kein Grund vor, daß Ungarn mehr als bisher zahle. Für eine ungarische Quote von nur 30 Procent wird aber keine Regierung eine Mehrheit im österreichischen Abgeordnetenhause finden. Inzwischen tritt die Nachricht mit immer größerer Bestimmtheit auf, daß das Ministerium Banffy zur Auflösung des ungarischen Reichstages schreiten werde. Die Neuwahlen sollen schon im November stattfinden. Es ist möglich, daß dies zu dem Zwecke geschieht, um das Ausgleichswerk zu fördern. Baron Banffy mag hoffen, daß ein neues Haus geneigter als ein dem Ende seiner Tage zueilendes sein werde, dem österreichischen Standpunct irgend welche Concessionen zu machen. Andererseits aber unterliegt es keinem Zweifel, daß Neuwahlen zur Rückkehr der anläßlich der kirchenpolitischen Kämpfe aus dem Schoße der Regierungspartei geschiedenen Fraction des Grafen Szapary in den alten Parteiverband führen werden. Die Regierungspartei wird also gekräftigt aus den Neuwahlen hervorgehen, und da der magyarische Chauvinismus infolge der Millenniumsfeier neue Nahrung erhalten hat, erscheint es zweifelhaft, ob in den Peiter maßgebenden Kreisen die Stimmen der Vernunft und der Billigkeit das Uebergewicht über den nationalen Eigendünkel und

---

Feuilleton.

Die Tochter des Geigers.

16) Roman von A. Brüning. Nachdruck verboten.

Um Lia Rose's Nacken schlangen sich jetzt zwei weiche Arme, sich umwendend, sah sie der jungen Fürstin thränenschimmernde Augen.

„Achsa, — Lia Rose, Gott lohne Dir Dein Opfer, bete Du für mich, daß es mir gelinge, ihn glücklich zu machen", flüsterte sie leise in ihr Ohr.

Lia antwortete mit einem innigen Schwesterkuß, eine andere Erwiderung gestattete der Augenblick nicht, denn der Hof, der der Fürstin nachgedrängt, umringte jetzt das gefeierte Künstlerpaar. Ein Jeder wollte ein Wort, einen Blick der jungen Sängerin erhaschen, in der man bereits ein neues Gestirn begrüßen zu können glaubte. Keiner wußte ja, daß dieses Gestirn gleich einem Meteor nur aufgegangen war, um dann für immer wieder zu verschwinden.

Fürst Edgar hatte sich aus dem Kreise zurückgezogen und war vor das Bild der heiligen Cäcilia getreten. Es war sein Bild, das Werk seiner Kunst; der Maler, den die Hofgesellschaft vergebens zu entdecken gesucht hatte, war er ja selbst.

Während er der Verlorenen theures Bild auf die Leinwand übertrug und in ihr die fromme, christliche Märtyrerin verkörperte, deren Namen sie führte, wurde sie ihm selber zu etwas Heiligem, Unantastbarem.

Wie der himmlische Glorienschein Lia Rosen's Gestalt auf seinem Bilde über die Erde erhob, so erhob das Eigenthumsrecht eines Anderen — seines theuersten Freundes — das er selber diesem zuzuwenden strebte, sie über seine Liebe hoch empor.

Sie wurde ihm mehr und mehr zum Sterne, der zwar unerreichbar fern, aber in unvergänglich mildem Glanze über ihm und seinem Lebenswege strahlte, und wie er jetzt ernst und sinnend auf die lieblich reinen Züge schaute, die sein Pinsel so treu der Wirklichkeit nachgebildet hatte, da überkam ihn jenes selbe Empfinden wie damals im Traume, als die heißbegehrte Blume, vor seinen Augen sich zum Sterne verwandelnd, ihm entschwebte, und er doch kaum einen Schmerz über den Verlust fühlen konnte, weil der Stern gar zu freundlich leuchtete. Leise, ihm selber unbewußt, wie wenn eine fremde Stimme sie spräche, flüsterte er die Worte, die Lia Rose damals gesprochen, nachdem er ihr den Traum erzählt hatte:

„Das Ende war ja doch glücklich."

XX.

Auf der weinumrankten Veranda der Oberforstmeisterwohnung, ihrer jetzigen Heimath, saß an einem sonnigen Maimorgen Lia Rose an einem zierlichen Gartentischchen, auf dem ein weißes Briefblatt geöffnet vor ihr lag.

Ihre Hände ruhten gefaltet auf dem Papier, auf das sie mit einem Ausdruck ernst wehmüthiger Freude in den schönen Augen niederblickte.

Die Nachricht, die es enthielt, trug der Telegraph wohl in diesem Augenblicke durch das ganze Fürstenthum, überall frohe Aufregung verbreitend: dem Fürsten Edgar hat seine junge Gemahlin einen Sohn und Erben geboren! Der Tag der Geburt war ein Sonntag.

„Ein Sonntagskind", flüsterte Lia Rose vor sich hin, und den Blick zum frühlingsblauen Himmel über ihr erhebend, bewegte sie die Lippen wie im leisen Gebet. Nach einer Weile zog sie aus ihrem Gewande einen zweiten Brief, jenes wohl schon tausend Mal gelesene Blatt, das Fürst Edgar ihr am Schlusse des Concertes gegeben hatte, sie legte es neben den heutigen.

Vor diesen beiden Briefen, die gleichsam den Abschluß eines ereignißvollen Capitels in ihrem jungen Leben bildeten, bilden mußten, saß sie lange in ernster Selbstprüfung. Durfte sie die Bitte erfüllen, die der eine von ihnen ihr so warm ans Herz legte? Vor ihren Gedanken tauchten ein Paar blaue Augen auf, die in letzter Zeit oft mit einem Ausdruck banger, zweifelnder Frage auf ihr geruht hatten. Walter war häufig herübergekommen in dem verflossenen Winter: er hatte ja nun sein Ziel vor sich, dessen dereinstige, wenn auch noch so ferne Erreichung als leuchtendes Hoffnungsbild über seinem Leben strahlte. In seinem Verkehr mit Lia beobachtete er indeß eine zarte Zurückhaltung, die für sie ungemein wohlthuend war; es war kein stürmisch leidenschaftliches Werben, — vor einem solchen hätte sich ihr nur langsam von schweren Wunden heilendes Herz wohl scheu in sich selbst verschlossen — nein langsam, mit unermüdlicher Geduld, mit immer gleicher, zartsinniger Schonung des Vergangenen, aus der indeß gerade seine ganze tiefe, treue Liebe sprach, suchte er sich den kostbaren Schatz ihrer Neigung zu erringen.

Lia Rose vermochte sich dem Einfluß des echt männlichen und dabei so viel Gemüth verrathenden Wesens des Sohnes ihrer Pflegeeltern nicht ganz zu entziehen; mehr und mehr mußte sie erkennen, welch edlem Kern bei ihm die einfache, unscheinbare Schale verbarg. Sie konnte nicht mehr an ihn denken wie an einen Bruder: die heiße Zärtlichkeit, die trotz seiner Zurückhaltung doch wie ein warmer Hauch durch alle seine Worte wehte, wenn er mit ihr sprach, hatte auch ihrem Gefühl für ihn allmählich den geschwisterlichen Charakter genommen.

Das sagte sie sich jetzt, als sie, das Gesicht in beide Hände gelegt, so dasaß in stiller Einkehr in sich selbst. Freilich, wenn sie ihr Empfinden für Walter mit dem stürmischen Aufjubeln ihres Herzens in der Seligkeit ihrer ersten jungen Liebe verglich, da erschien es ihr arm und matt, — farblos wie die bleiche Anemone gegen eine strahlende Purpurrose. Aber es erschien ihr doch genug, um ihr zu erlauben, ihre Hand in die des treuen, selbstlosen Mannes zu legen, der derselben einst um des Freundes willen kampflos entsagt und nun darum geworben hatte in langem Hoffen und Harren.

Ja, sie wollte die Seine werden und ihn glücklich machen! Sie fühlte es, daß er ein Recht auf sie hatte, ein Recht, geheiligt auch durch Edgar's Wunsch und Bitte! — Und sie durfte sie erfüllen, diese Bitte: ihre erste Liebe ruhte wie eine versunkene Märchenwelt auf dem tiefsten Grunde ihres Herzens; dem schweren, schmerzlichen Kampfe, den sie mit starker Seele muthig jeden Tag aufs Neue gegen sich selbst ausgefochten hatte, war der Lohn nicht ausgeblieben. Sie hatte nicht vergessen, das konnte sie ja nicht — aber sie hatte überwunden. Der Gedanke an den Fürsten Edgar mußte rein und selbstlos sein; denn er umfaßte ja nicht mehr ihn allein, er umfaßte zugleich sein Weib, und von heute an auch sein Kind.

Gewiß war ihr die Vorstellung sehr schwer geworden, einem anderen Manne anzugehören. Aber sie durfte ja nicht an sich allein denken. Es galt auch, ihre Lieben zu beglücken. Die beiden guten, alten Leute! Welch' schöne Hoffnungen hatte sie ihnen zerstört, und doch hatte sie kein Wort der Klage oder des Vorwurfs von ihnen vernommen, nur doppelte Liebe hatten sie dem geliebten Pflegekinde erwiesen; wie durfte sie sich da besinnen, ihnen dieselbe zu vergelten? —

So zog doch ein Sonnenstrahl in ihr Herz, als sie an die Freude dachte, die ihr Entschluß verbreiten würde.

Noch ein Anderes war es, was sie antrieb, diesen Entschluß zu fassen. Eine innere Stimme sagte ihr, daß, so lange sie frei war, der Kampf in des Fürsten Brust nicht ganz zur Ruhe kommen werde; es mußte ihm leichter werden, zu überwinden, wenn er sie erst als das Eigenthum eines Anderen wußte. Sie wußte ja auch, daß er sich anklagte, dem Freunde sein Glück geraubt zu haben; zu seinem hohen Berufe aber bedurfte er einer freien Seele.

„Ich thue es also auch um Deinetwillen, Edgar", flüsterte sie, seinen Brief in ihren Händen wiegend, während Thränen in ihren Augen schimmerten, „um Deines Friedens willen."

Sie dachte dann ihres Vaters; wie glücklich würde es ihn machen, sein Kind im Schutze eines edlen, von ihm hochgeachteten Mannes geborgen zu wissen! Welch eine süße Freude würde es für sie sein, ihm eine Stätte bereiten zu können im eigenen Heim!

Aber sie durfte nicht zögern, wenn sie ihm und sich selbst dieses Glück bereiten wollte; denn sie wußten es Beide, lange würden sie nicht mehr zusammenbleiben. Ein Brustleiden, wozu er den Keim schon stets in sich getragen, das aber durch die entbehrungsreiche Zeit, die er jenseits des Oceans verlebt hatte, beschleunigt worden, zehrte langsam an Giulio Goldini's Leben. Er fühlte, daß er in nicht allzuferner Zeit würde sterben müssen; aber diese Erkenntniß bereitete ihm nach dem großen Triumphe, den er an einem Fürstenhofe gefeiert, keinen

SLUB
Wir führen Wissen.